

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 9 (1933)

Heft: 12

Artikel: 15 Jahre Ostasien! : Erlebnisse eines Schweizer Mechanikers im Fernen Osten [Fortsetzung]

Autor: Steiner, Werner

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752237>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

15 Jahre Ostasien!

Erlebnisse eines Schweizer Mechanikers im Fernen Osten Von Werner Steiner

Vierte Fortsetzung

«Hier kommt der Motor hin, dorthin die Sägerei, dort oben die Wassertanks, da unten eine Pumpenanlage. Wir werden alles elektrisch betreiben, auch die Wäscherei. Wie Sie das machen, ist Ihre Sache», erklärte mir Berret. Ich fragte nach einem Plan. Theodor erwiderte, daß Paul (der Gehilfe des Chefs), denselben gestern mit nach Hanoi genommen hätte.

«Wieviel Leute brauchen Sie?» fragte mich Berret. «Die Sache sollte in zwei Monaten laufen.»

«Ja, zeigen Sie mir bitte erst den Motor, die Maschinen und das Werkzeug», entgegnete ich etwas verwundert. «Das ist nicht so einfach. Auch hätte ich gerne zuerst einmal den Plan studiert.»

Er verzog das Gesicht. «Merken Sie sich das: Hier wollen wir nichts wissen von Ingenieuren und dergleichen Prahlhändlern. Hier gelten nur Menschen des praktischen Lebens, die sich immer zu helfen wissen, — das débrouillard, quoi?»

Er ging zu seinem Wagen, grüßte kurz, schwang sich hinein und fuhr los, eine Hand fest an der Hupe. Ich blieb etwas verdutzt neben Theodor stehen.

«Machen Sie sich nichts daraus», lachte dieser. «Berret ist nun einmal so. Er kommt Gott sei dank höchstens einmal in der Woche hierher und dann meistens mit jemandem, vor dem er prahlen kann. Wo hat er Sie denn gefunden?»

Ich erzählte Theodor, während wir zu seinem Haus hinaufstiegen, wie alles zugegangen.

«Da hat er Glück gehabt. In Saigon und Hanoi hat er schon vor zwei Monaten durch Zeitungsinserate jemanden für diese Montage gesucht, aber erfolglos. Viel will er eben nicht ausgeben; dann gehört er zu jenen Leuten, die nie etwas Neues kaufen, so à la Meurisse.»

«Sie kennen Meurisse?» fragte ich ganz verblüfft.

«Wer kennt den nicht? In Hanoi hat er zwei Anamitien mit Kinounternehmungen ganz ruiniert. Er verkaufte ihnen verlotterte Apparate und zerrissene, unvollständige Filme, und als die beiden vor Gericht gingen, bewies er, daß alles funkelnagelneu gewesen, als er die Sachen geliefert.»

Nach dem Mittagessen nahmen wir die Maschinen in Augenschein. Beim 50 PS-Motor fehlten die Kolbenfedern; der Vergaser war zerbrochen und der Filter gänzlich verrostet. An Werkzeug waren vorhanden: zwei Hämmer mit Bambusstiel, eine alte Beißzange, ein verbogener englischer Schlüssel. Die Säge-Einrichtung allein war neu. Alles lag unter- und übereinander in einer provisorischen mit Gras gedeckten Hütte.

Ich bat nun Theodor, mir zunächst Holz zu beschaffen, um eine Werkbank zu zimmern. Dann notierte ich das Notwendigste, was angeschafft werden mußte.

Um fünf Uhr ließ mich Theodor zum Aperitif rufen. Ueber das verblüffte Gesicht, das ich zu allem machte, lachte er nur.

«Ne vous en faites pas, wir werden schon gut miteinander auskommen.»

Beim Nachtessen stellte mir Theodor seine Co (Frau) vor, eine schlanke, intelligent aussehende, hübsche Anamitin. Sie fragte, ob ich Schach spiele? Als ich bejahte, war sie glücklich, denn sie schlug ihren Mann im Spiel, wie es ihr beliebte. Mit Theodor sprach ich über Jagd, da war er in seinem Element; hatte er doch dreizehnmal die Schießprämie für einen erlegten Tiger bekommen!

Mein Zimmer war hübsch, mit eigenem Ausgang ins Freie. Das große Esszimmer, zugleich Büro, trennte Theodor Schlafzimmer von dem meinigen. In meinem Zimmer stand eine große Bibliothek; vom Khamma-Sutra und der Bibel bis zur heutigen Unterhaltungsliteratur fehlte da nichts.

Wie schön könnte es hier sein, seufzte ich, als ich schlafen ging; wenn bloß meine Arbeit eine planfertige, richtige Montage wäre!

Am nächsten Tage kam Paul, ein starker junger Mann von lebhaftem Temperament und brachte den Plan mit. Er war Berrets Mädchen für alles. Unter seiner technischen Leitung standen außer der Shellackfabrik in La-Phu eine Trockungsanlage für Badiane*) in Hanoi, eine Spitzensfabrik und eine Buchdruckerei. Berret gab eine Wochenzeitung, den «Moniteur», heraus, hauptsächlich, um darin die Regierung nach Herzensus anzutreiben. Daneben war Paul noch der Leiter einer Zahnbürstenfabrik und mußte Berret bei seinem Exportgeschäft behilflich sein, mußte Menschenhaare, Harze, Medizinalpflanzen einkaufen, sowie die Knochen für die Zahnbürstenfabrikation. An Berrets Auto und seinem eigenen verlotterten Zweisitzer hatte er auch beständig herumzuparieren. Berret hatte die läbliche Devise, alles so billig wie möglich einzukaufen und möglichst nie etwas Neues. So kaufte er auch keine neuen Maschinen, sondern alles beim Alteisenhändler.

Paul war nun natürlich sehr froh, daß ich ihm seine Arbeit in La-Phu abnahm. Er zeigte mir den Plan: es war eine große Skizze ohne eine einzige gerade Linie und ohne Maßangaben. In der Mitte zeigten einige Schraffierungen den Berg an, worauf das Wohnhaus stand, zwei kurvige Linien den Fluss; rings um den Berg herum bedeuteten Vierdecke die Fabrik.

«Hier kommt der Sticklack an», erklärte mir Paul. «Dann geht er hierher in das Magazin, zu den Mahlmaschinen und in die Sieberei; dann zur Wäscherei und wieder zum Sieben, von da zum Feuerraum und hierauf als fertiger Shellack ins Magazin. Daneben kommt die Sägerei, die Kistenfabrik, die Brettertrockenanlage und der Siedekessel. Alles muß so angeordnet sein, daß hier das Rohprodukt hereinkommt, dann allmählich im Veredelungsprozeß um den Berg herumwandert und auf der anderen Seite als fertiger Shellack herauskommt. Berret will das so haben, damit er vom Wohnhaus aus alles auf einen

*) Badiane sind eine Art Blüten, aus denen Parfüm gemacht wird.

Blick übersehen kann und eventuelle Besucher oder Aktionäre nicht in der Fabrik herumzuführen braucht. Alles soll natürlich so billig wie möglich gemacht werden, wenn immer möglich aus Bambus.»

Da ich von Shellackfabrikation nichts wußte, — aber vieles lernen sollte! — fragte ich Paul, ob ich den bestehenden Betrieb studieren dürfe und anerbot mich, einen Entwurf auszuarbeiten.

«Berret verbietet uns, Ihnen die Fabrik zu zeigen», war Pauls Antwort. Meine Aufgabe würde also keine leichte sein!

«Sie werden sich schon zu helfen wissen, daß weder mich noch Paul ein Vorwurf trifft», lachte Theodor, der offenbar meine Gedanken erriet. «Bitte, geben Sie mir Ihre Aufstellung über das Material und das Werkzeug, das Sie vorläufig brauchen.»

Ich überreichte ihm meine Notizen.

«Oh weh», stöhnte Paul, «das wird eine böse Vierstundestunde geben, bis ich das alles bei dem Alten durchgesetzt habe!»

«Vergessen Sie bloß nicht, auch wegen einer Pumpenanlage vorstellig zu werden», rief ihm Theodor noch nach, als er in seinen Wagen stieg.

«So, jetzt haben wir höchstens für eine Woche Ruhe vor den Hanoi-Leuten; kommen Sie, ich will Ihnen erst einmal den Betrieb zeigen.»

Ich atmete auf!

Theodor führte mich zunächst in den Mahlraum; eigentlich war es ja nur ein Dach auf Pfosten, das bis auf 1½ m zum Boden reichte. Darin standen alle erdenklichen Maschinen, soweit man mit ihnen etwas zerkleinern kann, von der Trauben- bis zur Kaffeemühle, — alles Handbetrieb. In einer Ecke wurde erst einmal Staub und Sand vom Sticklack abgesiebt, dann wurde er auf den verschiedenen Maschinen bis ungefähr zur Reiskorngröße gemahlen; das war der sogen. Körnerlack. Die hier beschäftigten Leute, — Männer, Weiber und Kinder, — waren entsetzlich schmutzig, die nackten Oberkörper mit Schweiß und Staub bedeckt. Der beim Mahlen abspritzende Sticklackstaub klebte im Schweiß, der Farbstoff, den der Sticklack enthält, löste sich auf und es sah aus, als wären die Körper blutbefleckt. Der Sticklack enthält neben dem eigentlichen Lack 15 bis 20 Prozent Farbstoff, den der Sticklack enthält, löste sich auf und es sah aus, als wären die Körper blutbefleckt. Der Sticklack enthält neben dem eigentlichen Lack 15 bis 20 Prozent Farbstoff, sowie die Überbleibsel des Insektes, das den Sticklack produziert (Tachardia lacca). Alles dies muß nun ausgewaschen werden.

Die Wäscherei bestand aus einem langen gemauerten Trog mit zwanzig Zapflöchern.

Vor jedem Zapfloch stand ein 30 Liter fassender Steinkeil. An jedem dieser Kübel war ein Kuli damit beschäftigt, mit den Füßen stampfend und reibend den Körnerlack zu waschen, wobei das Wasser oft erneuert werden mußte. Das tiefe Abwasser lief durch einen langen Graben in den Fluß, den es auf eine weite Strecke färbte.

In der Wäscherei und im Mahlraum sorgte je ein Aufseher mit dem Bambusstock für Ordnung.

Das Waschen benötigte viel Wasser: 20 Kulis waren beständig unterwegs. Jeder trug an einer Bambusstange je zwei Petroleum, in denen er das Wasser heraufbrachte. In dieser Jahreszeit war der Wasserstand im Fluß sehr niedrig. Im ganzen mußte das Wasser dreißig Treppenstufen hoch und dann noch etwa 50 Meter weit geschleppt werden.

(Fortsetzung Seite 358)



Ueberschwemmte Reisfelder in Nordsiam

Aufnahme Lenz

“ICH SPARE MEIN GELD -



und Welch LISTERINE
Glanz haben Zahnpasta

meine Zähne!” “ICH

bin sehr heikel was Zahnpasta anbetrifft.
Darum war ich doppelt entzückt, als ich die wundervolle Listerine Zahnpasta entdeckte, welche die Zähne so glänzend und weiss macht. Dennoch kostet sie nur ungefähr halb so viel, wie andere Zahnpasten bester Qualität”!

Listerine Zahnpasta besitzt besondere reinigende Kräfte, die mit überraschender Schnelligkeit alle Spuren von Zahnstein, Entfärbung und Tabak zum Verschwinden bringen. Sie poliert den Zahnschmelz und verleiht ihm den Schimmer, ohne das Email im geringsten anzugreifen. Im Munde bleibt ein sehr angenehmes Gefühl von Frische.

Der Preis ist wirklich auffallend niedrig für eine Zahnpasta, die so glänzende Resultate aufweist. Die grosse Tube kostet nur Fr. 1.50. Probieren Sie Listerine Zahnpasta heute noch; der Versuch wird Sie überraschen. Wenn Sie monatlich eine Tube brauchen, haben Sie am Ende des Jahres Fr. 12 - eingespart. Diese Einsparung ist in einer mehrköpfigen Familie besonders wichtig. Weshalb denn mehr bezahlen?

LISTERINE
ZAHNPASTA

Die Fabrikanten der Listerine Zahnpasta empfehlen Ihnen die Pro-phy-lac-tic Zahnbürste

Engros: PAUL MÜLLER A.G. Sumiswald



Lindt Chocolade

MD

Rassig, braun und süß und fein
wie dies kleine Negerlein

Zum Anbeißen



JEDEM SCHWEIZER KIND SEIN FISCHER-KLEID
ERHÄLTLICH IN GUTEN FACHGESCHÄFTEN • FISCHER & CO A.G. WABERN/BERN

Atelier Häusler

«Wieviel Lohn kriegen die Wasserträger?» fragte ich Theodor.

«Vierzig Cents. Sie laufen uns auch immer wieder davon. Darum höre ich ja nicht auf, den guten Paul wegen der Pumpenanlage zu plagen.»

Von der Wäscherei führte mich Theodor zu den Trockenplätzen und dem Sieberaum. Auf den Trockenplätzen wurde der von der Wäscherei kommende Körnerlack 5 cm dick ausgebreitet; Mädchen hielten mit Rechen und Krückchen die Masse stets in Bewegung, um das Zusammenbacken an der Sonne zu verhindern.

Im Sieberaum, einem Bambusgebäude mit Bretterboden, wurde der trockene Körnerlack von zwölf bis fünfzehn Mädchen gesiebt und von kleinen Holzstückchen und Steinchen befreit. Die Mädchen trugen alle die etwas melancholisch anmutende, braunrote Tonkinese-Tracht.

Von hier kamen wir nun zum interessantesten Teil der Fabrik, zur Schmelzerei.

Ein großer Raum; Boden aus gestampftem Lehm, Wände aus Bambus, Pforten aus Holz, Dach aus zähem Gras. In fünfzig Oefen wurde hier der Körnerlack zum eigentlichen Schellack eingeschmolzen. Die Oefen sind aus Lehm, halbrund, in der Mitte ungefähr ein Meter hoch. Nach hinten sind sie gewölbt, so daß ein 30 cm breites, auf der ganzen Länge brennendes Feuer aus Holzkohle unterhalten werden kann. Vorne, der ganzen Länge nach, läuft eine Steinplatte mit einer meterlangen Vertiefung für Wasser. Auf einer der Seiten des Oefens sitzt der «Karigar» auf einer Holzkiste und hält mit einer Hand den mit Körnerlack gefüllten Schlauch ans Feuer. Der Schlauch ist aus Drill und ist zu Beginn der Operation 20 Meter lang. Am anderen Ende des Schlauches sitzt ein 6—10jähriger Junge, der mittels eines Holzkreuzes den Schlauch fortwährend dreht. Wenn nun der Körnerlack durch die Hitze schmilzt, dreht der Karigar in entgegengesetzter Richtung; der geschmolzene Lack wird durch den Drill gepresst und fällt in die Steinplatte. Ist eine gewisse Menge geschmolzen, nimmt der Karigar diese mittels einer langen Spachtel auf und legt den Lack wieder auf den heißen Schlauch. Durch Streichen und Kneten mit dem Spachtel bearbeitet er den Lack, bis dieser die gewünschte Konsistenz hat. Dann wird er abgenommen und beliebig geformt.

Zuletzt führte mich Theodor in das kleine Backsteingebäude, das mich schon lange interessiert hatte, in einen Raum, wo die Schläuche genäht wurden. Das Haus diente zugleich als Magazin für den Stoff und die fertigen Schläuche.

An vier Nähmaschinen saß je ein Mädchen und trat eifrig. Die Stoffstücke wurden erst der Länge nach in

fünf Streifen gerissen und dann jeder Streifen zum Schlauch genäht.

Dieses Schlauchnähnen war die bevorzugteste Arbeit im ganzen Betrieb; die Mädchen waren alle nett und schön sauber. Besonders die Größte von ihnen, die Vorarbeiterin, fiel mir durch ihren reinen Mund und ihre weißen Zähne auf. Im Gegensatz zu allen anderen, die ich in der ganzen Fabrik gesehen, kaute sie keinen Betel.

Beim Verlassen der Näherei sagte ich unwillkürlich zu Theodor: «Für diese da wäre es schade, wenn sie so einen gewöhnlichen Kuli heiraten müßte.»

Theodor lachte: «Der ist nicht leicht beizukommen, die ist stolz. Ihr Vater war Revolutionär und zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Aus irgendwelchen Gründen ließ man ihn dann laufen und da er großen Einfluß hat, wurde er zum Dorfvorstand ernannt. Sie werden ihn schon noch kennen lernen.»

Am folgenden Tage vermaß ich das Gelände und stekte die Fundamente für den Bau des Motorenhauses ab.

Theodor fuhr für einige Tage nach Hanoi, und ich war auf die Gesellschaft seiner Co., Thi-Bai, angewiesen. Tagsüber sprachen wir wenig. Nach dem Nachtessen brachte sie das Schachbrett und die Figuren. Ich verlor die erste Partie, die zweite war Remis. Mein Revanchspiel wurde auf den folgenden Abend verlegt. Während sie die Figuren wieder einpackte, fragte sie mich, ohne mich anzusehen, ob ich auch Opium rauhe? Ich gab zu, ich hätte gelegentlich einige Pfeifen geraucht, aber keinen Genuss dabei empfunden.

«Ich rauhe furchtbar gerne, aber Theodor erlaubt es mir nicht; wenn er mich dabei erwischt, gibt's Schläge.»

«Nun, heute Nacht kommt er nicht; da können Sie ruhig rauhen.»

«Ich möchte schon; aber in meinem Schlafzimmer geht es nicht; wenn ich morgen heimkommt, und es reicht nach Opium, wird er wütend. Ich wäre so froh, wenn ich in Ihrem Zimmer rauhen dürfte, da kommt Theodor nicht ich aber unter keinen Umständen.»

«Das ist gewagt; wenn jemand etwas davon erfährt, so wird man allerlei schwatzen, und das könnte zum Bruch zwischen Ihrem Mann und mir führen. Das will ich aber unter keinen Umständen.»

«Dann lasse ich einfach Thi-Nam rufen, die muß uns Gesellschaft leisten. Wenn dann jemand fragt, sag sie, sie hätte bei mir geschlafen, damit mir nichts geschieht.»

Ich suchte ihr das Vorhaben auszureden. Aber wenn sich ein Mädchen einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, ist es eben unmöglich, sie davon abzubringen.

Der Wächter, ein alter, der Thi-Bai ganz ergebener Mann, wurde geschickt, Thi-Nam zu rufen. Nach einer

halben Stunde kam er in Begleitung eines Mädchens zurück. Wie staunte ich, als sie das Kopftuch zurückgeschlagen: die schöne Näherin aus der Schlauchnähre stand vor mir!

Um vor Überraschungen durch eine verfrühte Rückkehr Theodors sicher zu sein, wurde der Wächter auf die Zinne geschickt und hielt dort Ausschau, um ein nahendes Auto früh genug zu melden.

In meinem Zimmer machten wir nun den Divan bereit. Thi-Bai holte ihren Opium-Service herbei; Lämpchen, Pfeife und alles übrige wurde auf dem Boden vor dem Divan ausgebreitet. Auf den Tisch stellte sie eine Kanne starken Kaffee, daneben eine Flasche Kognak.

Während Thi-Nam die erste Pfeife präparierte, bereitete Thi-Bai drei Räucherhölzer. Zuerst steckte sie diese in eine silberne, mit feinem Sand gefüllte Schale. Dann entzündete sie die Hölzchen, wobei sie jedesmal vorher gräßös die Hände faltete. Wie sorgfältig machte unterdessen Thi-Nam die Pfeife zurecht! Erst wurde der Draht, der ähnlich einer Stricknadel, nur dünner war, über dem Lämpchen angewärmt, dann ins Opium getaucht und umgedreht, bis etwas daran kleben blieb. Hierauf wurde er wieder über das Lämpchen gehalten, bis das Opium schmolz und von neuem eingetaucht. Dies wiederholte sich, bis so viel Opium am Draht klebte, daß es zu einem erbsgroßen Kugelchen zusammengedrückt werden konnte. Das fertige Opiumkugelchen sieht aus wie eine aufgespülte braune Erbse. Nun steckte das Mädchen das untere warme Ende des Drahtes in den Pfeifenkopf, drückte mit Zeigefinger und Daumen der linken Hand das Opiumkugelchen am Pfeifenkopf fest und zog sorgfältig den Draht heraus, so daß eine kleine Öffnung im Kugelchen blieb.

Die Opiumpfeife ist ein Bambusrohr, der Pfeifenkopf von der Größe einer gewöhnlichen Pfeife. Die Öffnung ist aber gerade groß genug, um den Draht durchzulassen.

Thi-Bai legte sich nun auf den Divan und sog mit Beihagen die erste Pfeife ein. Nach zehn tiefen Zügen war sie mit ihr fertig. «Herrlich, dieses Opium», rief sie entzückt, «das stammt aber auch aus meinem Elternhaus. Sehen Sie», wandte sie sich zu mir, «das ist reine hellfarbige Ware, nicht die Schuhwickse, wie die Regierung sie verkauft.»

Die zweite Pfeife wurde mir angeboten, und zwar mit solcher Anmut, daß ich nicht ablehnen konnte.

Thi-Nam rauhte natürlich auch und so wechselten wir ab.

Zwischenhinein rauhte man wieder eine Zigarette und nippte etwas Kaffee mit Kognak.

Die Räucherhölzer schwelten und verbreiteten einen unbeschreiblich süßen Wohlgeruch. Er erinnert an Weihrauch.

Was ist eigentlich Liebig Fleischextrakt?

Nichts anderes als konzentrierte Fleischkraft in reinster Form. Wegen seiner unbegrenzten Haltbarkeit in gewissem Sinne mit eingekochter Butter vergleichbar, aber konzentrierter. Eine Messerspitze, die bloß 10 Rappen kostet, macht jede Speise kräftiger, schmackhafter und leichter verdaulich.

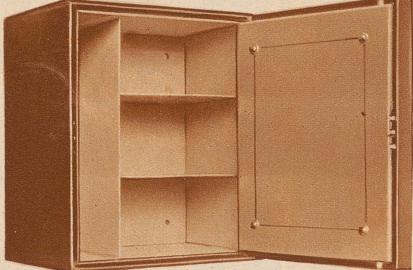


Liebig
FLEISCH EXTRAKT

aus saftig-frischem Fleisch gesunder
Rinder die besten Stoffe in einge-
dickter Form:
1/8 Topf Fr. 2.10
1/4 Topf Fr. 4.—

Weitere Liebig-Produkte:
Oxo Bouillon, flüssig, mit dem Geschmack feiner Suppenkräuter
Oxo Bouillonwürfel, blauweiße Hülle

Liebig-Depot
für die Schweiz
Basel 18


100%
SICHERHEIT

gegen Diebstahl erreichen Sie, wenn Sie
Bargeld, Schmuck, Wertschriften etc.
in einem versicherten Haus-Tresor
„PROTEKTIV“ aufbewahren.
Das Modell I kann jährlich zu nur Fr. 20.—
gemietet werden mit Eigentumsgang.

SCHWEIZ. TRESOR-GESELLSCHAFT
Falkenstraße 14 · Zürich · Telefon 45.191

Mustermesse Basel, Halle I, Stand 73

rauch und entsteht durch das in der Masse enthaltene Benzinol.

Wir kamen bis auf etwa 15 Pfeifen pro Person. Bei mir fing das Gift an zu wirken, ich legte mich halb wachend, halb schlafend aufs Bett. Ein seltsames Gefühl von Wärme, Heiligkeit, Glückseligkeit, vermischt mit etwas Grauen überkam mich. Wie lange ich so lag, weiß ich nicht; als mich Thi-Nam wachrüttelte, war Thi-Bai eingeschlafen und wir mußten sie ins Bett bringen.

Eine Tasse ungezuckerter Kaffee ließ mich vollends wach werden; ich öffnete die Fenster, mich verlangte nach frischer Luft. Es schlug ein Uhr; ich hatte also noch sechs Stunden vor mir, um mich auszuschlafen.

Da ging die Türe: Thi-Nam, die ihre Freundin ins Bett gelegt hatte, kam wieder zu mir.

Halb träumend stellte sie sich vor den Spiegel und fing an sich auszuziehen. Als sie nackt stand, murmelte sie vor sich hin:

«Ich bin ja schön! Das habe ich gar nicht gewußt. Ich habe mich noch nie nackt im Spiegel gesehen.» Sie schien mich ganz vergessen zu haben.

Ich bat sie, ihre Haare aufzulösen. Wie ein Mantel flossen die schwarzen Wellen bis weit über die Kniekehlen hinab. Sie drehte sich um, löste das Lämpchen aus und ließ sich von mir umfassen.

«Ich glaube, ich bin ganz von Sinnen vor Glück und Rausch», hauchte sie, während sie küßte.

«Einem Franzosen oder einem da unten», sie zeigte auf das Dorf, «gebe ich mich nicht. Der Herr ist kein Franzose und geht wieder nach Siam; er wird mich nicht verraten.»

Ich bat sie, auch die Rauchhölzer auszulöschen, deren Geruch mich von neuem betäubte. «Lassen wir zwei brennen, die bringen Glück», sagte sie und löste das eine aus.

Wir legten uns zur Ruhe, aber ich konnte lange keinen Schlaf finden. Immer wieder mußte ich das schöne Gesicht bewundern. Wie verklärt lag sie da, vom Mondlicht beschien. Trotz der Kühle ließ sie den wunderbar modellierten Oberkörper unbedeckt.

Es schlug vier, als sie aufwachte. Ich half ihr, alles abzuräumen und in Ordnung zu bringen. Sie zog sich an und huschte nochmals zu Thi-Bai hinüber.

«Komm Herr, sieh wie sie glücklich träumt», flüsterte sie und zog mich in Thi-Bais Schlafzimmer. Mit einer Kerze leuchtete sie der schlafenden Thi-Bai ins Gesicht. Die Augen halb geöffnet, ein Lächeln auf dem Mund, lag die junge Frau da. Hier und da bewegte sie die Lippen und spitzte sie zum Küssen.

«Sie träumt von Liebe. Komm Herr, wir wollen sie nicht stören.» Mir wirbelte der Kopf, aber ich begleitete Thi-Nam bis zur Treppe.

Da der Wächter uns sah, verabschiedeten wir uns nur mit einem Händedruck.

Wieder im Bett, wollte mir kein rechter Schlaf mehr kommen. Ich versuchte es mit Kopfrechnungen, aber die Zahlen tanzten durcheinander. Um sieben rief mich der Boy. Was ich beim Aufstehen empfand, war nichts anderes als ein riesiger Katzenjammer mit Schädelbrummen, Bredkreis und Gliederzittern. Dazu plagte mich ein toller, unerklärliches Schuldbewußtstein. Ich tappte mich der Wand entlang zum Badezimmer und begoß mich mit kaltem Wasser. Einen Augenblick schwanden mir die Sinne; mit Mühe fand ich mich ins Bett zurück. Auf das Frühstück verzichtete ich und meldete mich krank.

Lachend, etwas bleich, trat nun Thi-Bai an mein Bett, einige Aspirin-Pillen und eine Tasse schwarzen Kaffee in der Hand. Ich schwor bei allen Heiligen, ich wolle nie wieder «am Bambus saugen». («Suer le bambou» nennen die Kolonialfranzosen das Opiumrauchen.)

«Wenn Sie das erst ein paarmal mitgemacht haben, wird es schon anders. Und es war doch herrlich, nicht?» Dafs es einen Katzenjammer gewesen war, gab ich gerne zu.

Das Aspirin und der Kaffee wirkten. Um zehn Uhr stand ich auf. Aber das verfluchte Schuldbewußtsein wollte nicht weichen, auch konnte ich den Opiumgeruch nicht loswerden, obschon ich gebadet und frische Wäsche und Kleider angezogen hatte. Ich wollte keine Seele sehen, lief planlos im Wald umher und überlegte, ob ich mich nicht irgendwo aufhängen sollte.

Beim Mittagessen roch alles noch nach Opium: die Suppe, das Fleisch, der Wein, alles. Ich rührte das Essen nicht an und trank nur schwarzen Kaffee. Dann nahm ich das Zeichenbrett hervor und zwang mich zum Arbeiten; aber nichts wollte gelingen.

Jemand rief mich nach dem Nähmaschinenraum; eine Maschine sei zu reparieren. Thi-Nam trat eifrig ihre Maschine, als ich hereinkam, und ließ zu meinem Erstaunen nichts davon merken, daß wir uns näher kennen. Als ich den Raum verließ, erwartete ich wenigstens einen Blick Thi-Nams, aber sie drehte nicht einmal das Köpfchen. Ich begann an mir selbst zu zweifeln. Hatte ich alles nur geträumt oder war es Wirklichkeit gewesen?

Gegen Abend kam Theodor zurück, brachte mir Werkzeug und berichtete freudig, daß die Pumpe samt Motor und Rohr mit dem morgigen Schiff ankommen werde; mit der Skizze und den Berechnungen, die ich gemacht hatte, war er durchgedrungen. Paul hatte dann in aller Eile die Eisenläden abgesucht und das Nötige gefunden.

Nach dem Nachtessen, das mir wieder schmeckte, spielte ich mit Thi-Bai die Revanche-Schachpartie, die ich ihr am vorigen Abend versprochen hatte. Ich gewann; Theodor schaute dem Spiel zu und freute sich offensichtlich, daß ich seine Frau so ungalant schlug. Auf diese Weise hatte er bestimmt keinen Anlaß, eifersüchtig zu sein.

Am folgenden Morgen setzte sich Thi-Bai mit einer Stickerei zu mir.

«Thi-Nam möchte Sie gerne sprechen; nach dem Nachtessen wird sie bei der Pagode unten auf Sie warten.»

«Schön, ich werde gehen. Sie scheint ein liebes Mädel zu sein.»

«Sie ist das meistumworbene Mädchen im Dorf. Ihr Vater will sie dem Sohn des Mandarinen von Yen-Bai zur Frau geben. Sie arbeitet vorläufig in der Fabrik, um etwas Geld zu sparen, damit sie sich Schmuck kaufen kann.»

«Habt ihr beide schon oft miteinander Opium geruadht?»

«Zwei-, dreimal. Ihr Vater ruadht leidenschaftlich, und wenn er hie und da etwas Opium übrig läßt, bringt sie ein bißchen mit.»

«Wo und wann haben Sie denn mit dem Laster angefangen, — denn so darf man es doch wohl nennen?» «Meine Eltern rauchen beide; ich selbst fing schon als zwölfjährige damit an. Seit den zwei Jahren, die ich mit Theodor verheiratet bin, habe ich nur viermal richtig geruadht.»

Einmal hat er mich dabei erwischt und mich geschlagen. Wenn es nochmals vorkäme, hat er mir gedroht, will er mich wegschicken.»

«Dann lassen Sie doch lieber das Rauchen bleiben! Ich werde nie wieder eine Pfeife anröhren, das macht einen ja ganz verrückt.»

«Euch Weisse schon; aber uns, deren Eltern schon Opium rauchten, schadet es nichts. Wir finden einen unbeschreiblichen Genuss dabei.»

Am Nachmittag kam die Pumpe an; sie war gebraucht, aber noch zu verwenden und ich machte mich sofort an die Installation.

Theodor half mir dabei, das heißt, wenn einer der Kulis etwas verkehrt anfaßte oder nicht schnell genug herbeisprang, gab er ihm eine Ohrfeige. Die Leute schienen das als selbstverständlich hinzunehmen. Nach Feierabend fragte ich Theodor nebenbei, ob hier noch geschlagen werde?

«Ohne einen Fußtritt hie und da oder ein paar Ohrfeigen bringt man bei dieser Bande nichts fertig, frech und dumme wie sie sind. Sie werden es auch noch erfahren; nur keine Rücksicht, schlagen Sie zu, wenn Worte nichts nützen», war seine Antwort.



Hersteller:
Pilot A.-G.
Basel

... ob Tag, ob Nacht... immer NIVEA

Denn ihr wichtigster Bestandteil, das hautpflegende Euzerit, läßt Nivea-Creme vollkommen und tief in die Haut eindringen, ohne einen Glanz zu hinterlassen.

Am Tage schützt die eingedrungene Creme vor den ungünstigen Einflüssen der rauen Witterung, sie ersetzt das durch Wind und Wetter entzogene Hautfett und hält die Haut weich und geschmeidig.

Des Nachts wirkt Nivea-Creme auf die Hautgewebe aufbauend und kräftigend, und dadurch gibt sie Ihnen ein jugendfrisches Aussehen.



Dosen Fr. 0.50 bis 2.40,
Tuben Fr. 1.— und 1.50

Nach dem Nachtessen drückte ich mich heimlich und ging zu der Pagode; das helle Mondlicht beschien den Platz. Er war leer, niemand zu sehen. Ich wollte schon wieder gehen, da trat Thi-Nam aus einer Nische hervor.

«Wie dankbar bin ich dem Herrn, daß er wegen mir unwürdigem Mädchentum gekommen ist», begann sie die Unterhaltung. «Ich fürchtete mich schon; hier gibt es «Macwuy» (böse Geister). Gehen wir!»

Sie führte mich einen Fußweg hinunter zum Fluß; wir setzten uns auf einen Felsen.

Ich wollte sie umarmen, aber sie sträubte sich: «Heute nicht. Ich habe gebetet, bevor der Herr kam, ich darf jetzt nicht sündigen.»

«Du warst doch so lieb zu mir, als wir Opium rauchten?»

«Da waren wir ja von Sinnen; eben deshalb wollte ich den Herrn sprechen. Will der Herr alles vergessen, was damals geschehen ist?»

«Mein Leben lang werde ich das nie vergessen! Es war doch eine meiner glücklichsten Stunden; aber jetzt laß bitte das «Herr» beiseite, sag du.»

«Das darf ich nicht; aber «Sie» und nicht «Herr», wie die Thi-Bai will ich schon zu Ihnen sagen, wenn es sonst niemand hört. Wollen Sie wirklich nicht schlecht von mir denken? Ich habe mich aufgeföhrt, wie eine Dirne; noch nie habe ich soviel geraucht, über zwanzig Pfeifen, ich war ja berauscht.»

«Hör zu, Thi-Nam, du bist ein liebes Mädchen. Wenn ich hier bliebe, würde ich mit deinen Eltern sprechen und dich ganz zu mir nehmen; nur müßtest du dann das Opiumrauchen aufgeben.»

«Wenn ich nur mit Ihnen nach Siam reisen dürfte! Dort ist es schön, die Weißen haben nicht mehr Rechte, als die Siamesen und die sind auch braun, wie wir.»

«Du wirst aber nie die Erlaubnis bekommen, dorthin zu fahren.»

«Ich weiß. Mein Vater will mich mit dem Tang-Doc (Mandarin) von Yen-Bai verheiraten; vielleicht ist er auch gut zu mir.»

Ich begleitete sie noch bis zur Fabrik, weiter wollte sie nicht gehen wegen der Dorfhunde. Ich nahm ihr noch das Versprechen ab, mich gelegentlich auf meinem Zimmer zu besuchen, dann trennten wir uns.

Ich stieg langsam treppauf, meiner Wohnung zu und dachte nach. Wie würde wohl einmal diese Liebschaft endigen? Sie schien gefährlich für mich zu werden.

Am folgenden Morgen nahm ich mir fest vor, mich in das Fabrikmädchen Thi-Nam nicht zu verlieben, sondern sie lediglich als schönen Zeitvertreib hinzunehmen. Sie durfte aber nichts davon merken, denn wenn sie sich verletzt fühlen würde, wäre sie imstande, einige junge

Männer, die ihr ja alle nachstellten, auf mich zu hetzen, und denen saß das Messer locker in der Scheide.

Froh, endlich praktisch arbeiten zu können, gönnte ich mir während der nächsten vier Tage keine Minute Ruhe und teilte Ohrfeigen nach dem Muster von Theodor aus. Mit Thi-Bai sprach ich nur wenig, und nur über Allgemeines. Thi-Nam wurde mit keinem Wort erwähnt.

An einem Sonntagnachmittag waren wir mit der Montage der Pumpe so weit, daß ich das Wasser laufen lassen konnte. Ich hatte nur noch den Petrotank an die Kühlleitung anzuschrauben; dann kurbelte ich und beim dritten Versuch sprang der Motor an. Die Druckleitung zitterte und das Wasser plätscherte in den Trog; es war alles über Erwarten gut gegangen. Vorübergehende Eingeborene standen still, als sie das Wasser in den Trog rauschen hörten. Das war etwas Unbegreifliches für die Leute von La-Phu! Nach fünf Minuten stellte ich ab, schloß das Pumpenhäuschen und beschloß, mir als Extrabelohnung eine Schnepfenjagd zu gönnen.

Als ich auf meinem Zimmer Flinte und Patronen auspackte und den Boy nach einem Glas Wein rief, trat Thi-Bai lächelnd zu mir ins Zimmer. «Heute kommt Laroche, der Forstwächter. Er raucht immer Opium, wenn er hierher kommt, vielleicht gibt er mir eine Dosis, er hat immer Vorrat.»

Ich war zu gut aufgelegt, um ihr das auszureden, und machte die Dummheit, ihr die Wange zu streicheln; sie biß mich scherzend in den Arm. In diesem Moment kam der Boy mit dem Wein. Sie griff schnell nach einem Besen, fing an den Boden zu fegen und wettete auf den Boy los, daß er bei mir nicht Ordnung halte. Zur Strafe schickte sie ihn an den Fluß Wasser holen, was sonst die Aufgabe der Kulis ist. Ja, die kleine Hexe kann nicht leicht in Verlegenheit.

Als der Boy mit einem Kessel gegangen war, strich mir Thi-Bai liebkosend über die Stelle, wo sie ihre Zähne eingedrückt hatte und sagte: «Wenn Laroche da ist trinkt Theodor gewöhnlich viel. Schenken Sie ihm gut ein; Thi-Nam kommt heute Nacht zu Ihnen.»

Auf die Jagd nahm ich als Führer den Vater meiner Thi-Nam mit, den Gemeindevorstand des Dorfes, den alten Revolutionär gegen die französische Herrschaft. Er war etwa fünfzigjährig, groß, mit dinnem Schnurr- und Backenbart und starker Backenknochen, das Messer im Gürtel, — ein typischer Tonkinese. Er war nicht leicht, dem Blick seiner tiefliegenden Augen standzuhalten. Daß er leidenschaftlicher Opiumraucher sein sollte, konnte ich kaum fassen; nichts in seinem Aeußersten wies darauf hin. Van Duoc, so hieß er, war ein Verwandter des berühmten Dethams, der 1910 mit seinen Anhängern die Sol-

daten einer ganzen französischen Kaserne mit Zyankali vergiftete. Lange verfolgten ihn die Franzosen; er leistete Widerstand und erschoß mehrere seiner Feinde. Seine Frau und sein Bruder wurden gefangen und deportiert, er aber entrann immer wieder. Van Duoc wurde wieder freigelassen; man hatte keine Beweise gegen ihn. Ich fragte ihn, wie er jetzt politisch stünde, ob er nun im Alter treuer Franzose geworden sei. Er antwortete sehr diplomatisch: «Ich fahre besser dabei; wir können das Joch ja doch nicht abschütteln. Die Méas haben es während des großen Krieges versucht. Sie hatten sogar Maschinengewehre und sind doch besiegt und zerstört worden. Wie viele sind damals gefallen! Der Rest lebt in den Bergen. Heute noch zittern sie, wenn sie an die Weißen denken.»

Wir hatten mit gutem Glück gejagt, und bevor wir uns trennen, schenkte ich Van Duoc einen Hahn.

Laroche, der Forstwächter, kam uns entgegen. Mir fiel sein fahles Gesicht, seine blutleeren Lippen, seine schlaftrigen Augen auf. Er war mit dem Schiff gekommen und hatte Eis mitgebracht. Wir setzten uns alle im großen Zimmer zusammen und mischten Schnäpse. Ich hatte den Eindruck, daß Theodor alles tat, um Laroche angenehm zu sein. Auch während des Essens wurden besonders viele und gute Weine aufgetragen.

Nach dem Essen legte ich mich, etwas müde von dem vielen Trinken aufs Bett und las. Durch eine Türspalte konnte ich alles sehen, was sich im nächsten Raum zutrug.

Erst schob Laroche ein kleines Tischchen zum Liegestuhl, breitete darauf seine Rauchutensilien aus, machte es sich im Liegestuhl bequem und präparierte seine Pfeife. Mit Wohlbehagen sog er das Gift ein und machte gleich eine zweite Pfeife bereit, die er Theodor anbot, der ihn bis dahin schweigend beobachtet hatte. Dieser aber lehnte aufs Bestimmteste ab:

«Das ist das schlimmste Laster, denn ein Weißer verfallen kann; Sie bringen sich zehn Jahre zu früh ins Grab.»

«Und wenn ich auch zehn Jahre zu früh verrecke, habe ich doch mein Plässir gehabt», erwiderte Laroche.

Rasch hintereinander raudete er noch drei oder vier Pfeifen, dann fing er an, mit gedämpfter Stimme vom Geschäft zu reden.

«Es ist gegen die Firma Berret eine Anzeige gemacht worden wegen unerlaubten Holzschlagens. Ich muß nach Berrets Konzession gehen und einen Rapport machen.»

«Besteht die Gefahr, daß man Berret eventuell die Konzession entziehen könnte?» fragte Theodor besorgt. «Je nachdem. Fürs erste gebe ich Ihnen den Rat, alles Holz, das unten an der Straße liegt, irgendwo zu ver-

Unsere Preisaufgabe

Haben Sie noch einen großen „Fünfliber“?

Jeder glückliche Besitzer erhält hierfür einen Photo-Apparat und zwar die nebenstehende Original Agfa-Preis-Box.

Jeder Photohändler tauscht Ihnen das große 5 Franken-Stück gegen diese Agfa-Box ein.

Termin für den Eintausch ist der 20. März bis 20. Mai.

Original Agfa-Camera, die Preis-Box
Bildformat: 6 x 9 cm.
Verschluß für Zeit und Moment.
Bestkorrigiertes Agfa-Objektiv,
Sucher für Hoch- und Queraufnahmen,
Einfache Handhabung, scharfe Bilder.

Agfa

stauen, wo es nicht jeder sehen kann. Es ist ja kein einziger Stamm dabei, der die vorschriftsmäßige Dicke hat. «Ja, da kann man nichts machen; wir sind mitten in der Saison und brauchen Bretter für unsere Kisten.»

«Telegraphieren Sie an Berret, er soll gleich bei meinem Chef in Hanoi vorbeigehen und das Scheckbuch mitnehmen.»

Theodor ließ einen Burschen aus dem Dorfe rufen und setzte mit Laroche zusammen ein Telegramm auf. Der Bote wurde nach dem nächsten, 16 km entfernten Telegraphenamt geschickt mit der Weisung, nicht ohne Antwort zurückzukommen.

Nach dieser Leistung beschäftigte sich Laroche wieder mit seiner Pfeife. Ich hörte noch, wie Theodor Schuh anzog und wegging, wohl um einen Platz zu suchen, wo er das verdächtige Holz einzulagern könnte.

Bald hörte Laroche auf zu rauchen; fahl, grau im Gesicht, mit halbgeschlossenen Augen, lag er im Liegestuhl. Er trank nur einen petit sec. Während dem Essen nahm er an unserer Unterhaltung nicht mehr teil, nur als wir vom Opiumrauchen zu sprechen anfingen, seufzte er:

«Wenn ich nur das verfluchte Rauchen lassen könnte, ich gäbe viel darum. Jedesmal, wenn die Wirkung vorbei ist, nehme ich mir vor, aufzuhören. Aber ich halte es ja keine zwei Tage aus; darum führe ich alles zum Rauchen Nötige beständig mit.»

Nach dem Nachtessen wurde für Laroche ein Feldbett aufgestellt. Um neun Uhr wurden die Lampen ausgelöscht, alles war ruhig. Ich fühlte keinen Schlaf; leise schlich ich mich hinaus, erstieg die Zinne und spähte nach Thi-Nam aus. Die beiden Hunde leisteten mir Gesellschaft. Als sie die Ohren spitzten, wußte ich, daß das Mädchen in der Nähe war. Ich beschwichtigte die Tiere und ging ihr entgegen.

«Das ist lieb von Ihnen, daß Sie mich hier erwarten; ich hatte solche Angst wegen der Hunde», flüsterte sie, als sie mir ihre kleine Hand reichte.

Wir setzten uns auf eine Bank, die man von unten nicht sehen konnte.

«Mein Vater trinkt Schnaps; Ong-Mai, der eine Ziegelbrennerei hat, ist bei ihm, er hat zwei Flaschen Schum-Schum mitgebracht. Er hat eure Fabrik eingeklagt wegen

Schlagens von zu jungem Holz und will meinen Vater überreden, Zeuge zu sein.»

«Laß die beiden saufen, erzähl mir etwas anderes.»

«Sie waren heute jagen mit meinem Vater, er ist so stolz darauf; und daß Sie ihm einen Hahn schenken, war lieb von Ihnen.» Dann sagte sie schelmisch: «Ich wußte, daß Sie gut schießen können; Ihr Herz schlägt langsam.»

Wir liebkosten uns; plötzlich stand Thi-Bai vor uns, in ein Tuch geschlagenen Gegenstand in der Hand.

«Ich suchte euch; Laroche hat mir Opium gegeben. Ich möchte ein wenig rauchen.»

«Und wenn Theodor aufwacht, was dann?» fragte ich besorgt.

«Der schlafst in den nächsten Stunden wie ein Stück Holz. Ich habe ein wenig «Thuoc» *) in seinem Zimmer verbrannt.»

(Fortsetzung Seite 363)

*) «Thuoc», allgemeiner Name für Medizin, Tabak etc. Die Anamiten kennen ein Geheimmittel: sie verbrennen ein wenig davon in einem Zimmer, worauf die Menschen in tiefen Schlaf fallen. Es läßt keinen Geruch oder andere Spuren zurück und wird oft von Einbrechern verwendet.

Bei

Rheuma



Gicht, Ischias, Hexenschuß, Kopf- und Nervenschmerzen, sowie Erkältungskrankheiten wirkt Togal rasch und sicher. Togal löst die Harnsäure und ist in hohem Maße bakterientötend. Keine schädlichen Nebenwirkungen! Über 6000 Ärzte-gutachten! Ein Versuch überzeugt!



Edle Hunde aller Rassen

Versand nach allen Ländern. Lebende Ankunft stets garantiert. Verlangen Sie unverbindliche Offerte. Illust. Katalog Fr. 1.25 in Marken.

R. Alfred Rieß, Gera, Thüringen 10 (Deutschland)



Jetzt wickelte sie das Tuch auf; ihr Rauchservice kam zum Vorschein.

Ihre Hand zitterte, als sie das Lämpchen in eine dunkle Ecke stellte und anzündete. Stillschweigend ließen Thi-Nam und ich sie gewähren. Schnell hintereinander rauchte sie drei Pfeifen. Dann bot sie auch mir vom Opium an; ich lehnte energisch ab, Thi-Nam nach einigem Zögern auch.

Jetzt wurde Thi-Bai traurig; allein machte es ihr auch keine Freude. Je mehr sie uns bat, mitzurauchen, desto bestimmter lehnten wir ab. Ich machte ihr ernste Vorwürfe, daß sie ihren Mann, der sie doch immer so gut behandle, noch einschlägere, um ihrem Laster frönen zu können. Sie hatte ein weiches Gemüt und nahm sich meine Rede viel mehr zu Herzen, als ich es erwartet hatte. Schluchzend setzte sie sich auf eine Bank und rief: «Ja, es ist wahr, ich bin schlecht und gemein! Noch heute schenkte mir mein Mann ein schönes Armband und nun handle ich so an ihm! Verzeihung, Herr! Ich werde nie mehr Opium rauchen, ich schwöre es.»

Mit diesen Worten stand sie auf, hob die Dose mit dem Opium und warf sie mit aller Kraft über die Brüstung den Abhang hinunter. Das Lämpchen folgte nach; die Pfeife, ein schönes, silberbeschlagenes Stück, nahm ich ihr aus der Hand.

«Für diese wäre es schade, und überdies könnte sie von jemandem gefunden werden.»

«Behalten Sie sie; wenn meine Schwester einmal auf Besuch kommt, können Sie ihr sie mitgeben.»

Es war empfindlich kühl geworden, und ich schlug vor, ins Haus zu gehen.

Der Wächter hustete, um sich bemerkbar zu machen. Ich drückte ihm einen Silberdollar in die Hand.

Thi-Bai verschwand. Thi-Nam zog ich zu mir ins Zimmer.

Die Hähne krähten zum zweiten Mal, als wir uns verabschiedeten. Ich hatte sie bis in die Nähe des Dorfes begleitet.

«Man yai», (bleibe gesund) — und leichtfüßig eilte sie ihrem Hause zu. Zum Schlafen hatte ich nun keine Lust mehr. In Gedanken versunken machte ich einen Spaziergang um den Berg herum.

Auf der vorderen Seite angelangt, sah ich Licht in der Fabrik. Es mußte im Schmelzraum sein; noch mehr Lichter flackerten auf. Jetzt hörte ich Stimmen. Ich wunderte mich, was dort wohl los sei und betrat den Raum. Zu meinem Erstaunen waren es die Schellack-Leute, die so fröhlich ihre Arbeit anfingen.

«Warum beginnt ihr so früh? Man läutet doch erst um sieben Uhr zur Arbeit?»

«Wir arbeiten auf Akkord», antwortete der von mir angesprochene Karigar, «und müssen unseren Körnerlack selbst mischen, unsere Schläuche selbst füllen. Jeden Tag haben wir unser Quantum von 36 bis 38 kg Schellack zu schmelzen. Für das Kilo zahlt man uns zwei Cents.»

An dem Ofen waren kleine Jungs, — sechs bis achtjährige Buben —, denen noch der Schlaf in den Augen hing, damit beschäftigt, die Feuer anzufachen. Die Erwachsenen mischten den Schellack in flachen Körben oder füllten die Schläuche. Ich bemerkte, daß einer der Jungen, den ich von ihm ungeschen beobachten konnte, den kostbaren Stücklack zum Anfachen des trügen Feuers zu Hilfe nahm. Die Alten hatten meine Blickrichtung gesehen; alles drehte die Köpfe nach mir und erwartete, daß der Kleine nun seine Prügel kriegen würde. Einer flüsterte dem Jungen etwas ins Ohr. Zu Tode erschrocken ließ er seinen Schürhaken fallen, kniete mit gefalteten Händen vor mich hin und bat:

«Herr, großer Herr, Verzeihung, ich will nie wieder Stücklack verbrennen.» Jammervoll zitternd, vor Angst Wasser lassend, erwartete er die Strafe.

Einer der Erwachsenen, wohl sein Vater, wollte sich auch auf die Knie werfen; ich bedeutete ihm, stehen zu bleiben.

(Fortsetzung folgt)



Gefalle ich Ihnen

dann machen Sie
es wie ich...

Millionen Frauen in der ganzen Welt haben durch den täglichen Gebrauch von Palmolive-Seife die Schönheit eines immer blühenden Teints erreicht, der kostbarer ist als alles andere.

Massieren Sie Ihr Gesicht morgens und abends mit dem reichen Palmolive-Schaum. Er ist so cremig, dass er in die kleinsten Poren eindringt, und beim Nachspülen kann er leicht mit allen Unreinheiten, die die Haut verstopfen, weggewaschen werden. Er erfrischt Ihre Haut und erfüllt sie mit Leben und Gesundheit.

Palmolive-Seife ist rein in ihrer Zusammensetzung und hat keinerlei künstliche Färbung.

Palmolive-Seife wird in der Schweiz hergestellt und stets in einer olivengrünen Packung verkauft. Achten Sie auf das schwarze Band mit der Goldaufschrift "Palmolive".

JETZT FR. 0.65 NUR NOCH: FR. 0.50
Palmolive A. G., Zürich, Talstrasse 15.

Warum gerade Titus-Perlen?

Die neuesten wissenschaftlichen Fortschritte

Hier ein neues Präparat, das auf Grund präziser wissenschaftlicher Experimente und Forschung aufgebaut einen wirklichen Verjüngungs- und Heilwert bei vorzeitigem Altern (sexuelle Neurasthenie), nervösen Depressionen usw. hat und sich sowohl im Tierexperiment wie beim Menschen in jahrelangen klinischen Prüfungen bewährt hat. „Titus-Perlen“ sind das Ergebnis der letzten Forschungen aus dem Berliner wissenschaftlichen Institut der Dr.-Magnus-Hirschfeld-Stiftung. „Titus-Perlen“ haben — und das ist ihr großer Erfolg — 3 Angriffspunkte zur Einwirkung auf den Hormon-Apparat, und zwar: 1. Die Inkretdrüsen; 2. Die Organe; 3. das vegetative Nervensystem. Es ist also ein Kombinationspräparat, das alle Möglichkeiten medikamentöser Potenzsteigerung berücksichtigt, seien diese Störungen psychischer, nervöser oder innersekretorischer Art. Daher wirken „Titus-Perlen“ meist auch da, wo andere Mittel versagen. „Titus-Perlen“ stehen unter ständiger klinischer Kontrolle des Instituts für Sexualwissenschaft, Berlin. Die wissenschaftliche Abhandlung, die Sie sofort kostenlos verschlossen erhalten, zeigt Ihnen durch zahlreiche Illustrationen dargestellt alle Ursachen, die zur Potenzstörung führen.

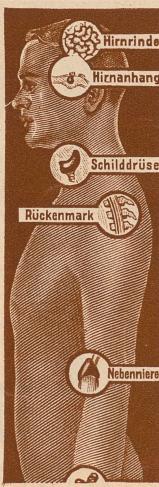
„Titus-Perlen“ für Männer Fr. 14.— Preis per 100 Stück
„Titus-Perlen“ für Frauen Fr. 15.50 Zu haben in allen Apotheken.

GRATISGUTSCHEIN: Pharmacie Internationale Dr. Fr. Hebeisen, Zürich 1, Poststr. 6

Senden Sie mir eine Probe, sowie die wissenschaftliche Abhandlung gratis. 50 Cts in Briefmarken für Porto füge ich bei.

Name: _____

Ort: _____ Straße: _____



Schwob & C°

Leinwandweberei
Hirschengraben 7

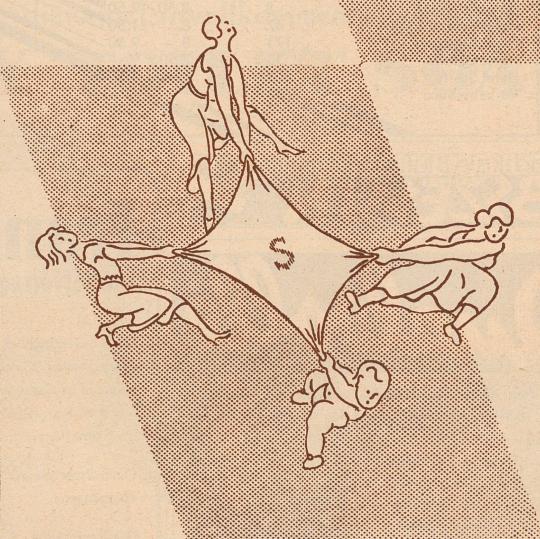
Bern

Ausfüllen — Ausschneiden — Einsenden

Ich bitte Sie um kostenlose und unverbindliche Zustellung Ihrer Muster in Bett-, Tisch-, Küchenwasche, Toilettentüchern, Leibwasche. (Nichtgewünschtes streichen)

Name: _____

Adresse: _____ Z. III.



Um Wäsche von "Schwob" kann man sich reissen
Doch niemals wird man diese zer-reissen!